

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 12 (1936)
Heft: 5

Artikel: Millionär werden... und dann sterben...
Autor: Felix, T. J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-756742>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Millionär werden... und dann sterben...

Eine geizige Geschichte, erzählt von T. J. Felix

Daß der alte Severin Schnyder ein arger, ja man kann sagen, ein passionierter Geizhals war, das wußten alle im Dorfe. Sein Geiz war von einer solchen Konsequenz, von einer solch leidenschaftlichen Pedanterie und Spitzfindigkeit, daß die Dinge, die von ihm ausgeheckt wurden, sich wie Witze anhörten. In diesem Sinne war Severin also ein wirkliches Original.

Er mochte jetzt etwa siebzig Jahre alt sein, war lang und dünn, und etwas ausgemergelt, «unterernährt» sagten die Leute boshaft, und behaupteten dabei, daß er wenigstens eine Million oder auch zwei besitzen müsse. Seine Stimme war immer etwas heiser, und jede Aufregung und Enttäuschung erschütterte seinen morschen Körper und seine, von unendlichen Berechnungen zerquälte Seele so, daß sein Leben in solchen Augenblicken eigentlich nur noch an einem Faden hing.

Aber dieser Faden war zähe wie eine Saite, nein, er war ein Draht, gehärtet durch den leidenschaftlichen Wunsch des Alten, noch den Tag zu erleben, an dem er wirklich, und auf Franken genau, seine Million beisammen hatte. Denn wie es eines andern Ehrgeiz: sein kann, ein großer Redner, Künstler oder Ingenieur zu werden, so hatte Severin sich's in den Kopf gesetzt, einmal Millionär zu sein. Und er verfolgte dies Ziel mit einer solchen Konsequenz, daß er es unbedingt erreichen mußte, wenn seine sterbliche Hülle so lange standhielt.

Nun aber sehen wir zu, wie dieser «konsequente Sparrer», wie er sich selber nannte, seine letzten Erdentage verbrachte.

Das Ende hatte eigentlich an jenem bösen Morgen begonnen, an dem der Severin auf dem Wege zur Bank

eine Hundertfrankenote verlor. Das war ein Schlag, der den Alten dermaßen erschütterte, daß er nachher zwei Tage lang nichts mehr aß, sondern jammernd und rechnend vor seinem Sekretär saß. Er glaubte bei seiner eigenen Geldgier nicht an den ehrlichen Finder, und hielt die hundert Franken für endgültig verloren. Aber irgendwie mußte das Geld wieder eingebracht, eingespart werden. «Heh», krächzte er an diesem Abend zu seiner Haushälterin, die strickend in einer anderen Ecke des Zimmers saß... «kommt da etwas näher unter den Leuchter, damit man noch eine Birne ausdrehen kann, soll ich Euch etwas vorrechnen, was so eine in zehn Jahren an Strom braucht?» Die Rosa, die ihren Brotherrn zur Genüge kannte, gehorchte wortlos. Sie wußte, in solchen Dingen war mit dem Alten nicht zu rechten.

Es ging schon gegen acht Uhr, als nach zaghaftem Klopfen der etwa zehnjährige Hansli Rüeegg aus dem Oberdorf in die Stube trat und sofort eine zerknüllte Hunderternote aus dem Hosensack zog. «Einen freundlichen Gruß vom Vater, und hier ist wohl die Note, die der Herr Schnyder verloren hat», sagte der Hansli schüchtern, und setzte dann etwas kecker hinzu, «ich habe sie heute im Straßengraben vor dem Konsum gefunden.»

Der Severin aber stürzte sich in einer solchen Gier auf den Buben, als wollte er ihn erwürgen, und riß ihm die Note mit einer wilden Hast aus der Hand. Natürlich war es die seine, er kannte sie wohl, sie hatte einen großen Tintenklecks am linken Rand. Vor Freude über das wiedergefundene Geld versagte ihm die Stimme zuerst, er zitterte heftig, und später meinte er stockend: «Bist

ein ehrlicher Bub, hättest nicht gedacht, sag auch dem Vater schönen Dank, und geh jetzt wieder brav nach Hause.»

Der Hansli machte keine Miene zu gehen, getraute sich aber auch nicht zu reden. Unschlüssig stand er da, und fingerte verlegen an den Knöpfen seiner Weste herum. Da brumpte der Alte: «Na, wartest etwa noch auf ein Trinkgeld... natürlich, heutzutage will jeder für alles bezahlt sein, nicht einmal bücken tut sich einer umsonst... aber, es soll dann nicht wieder heißen, ich sei ein Geizhals... da hast du zwanzig Rappen... nun aber mach, daß du heimkommst!»

Der Hansli betrachtete den schäbigen Finderlohn etwas verdutzt und blieb weiterhin stehen. Als der Alte ihm aber die Türe öffnete, verließ ihn der Mut ganz, und enttäuscht trollte er sich hinaus.

Frau Keller, die Haushälterin hatte kopfschüttelnd zugehört, und konnte es jetzt nicht überwinden, Severin auf die Unzulänglichkeit dieses Finderlohnes aufmerksam zu machen. Der aber ließ sich hierin nicht im Geringsten belehren. «Was», brauste er auf, «zwanzig Rappen nicht genug, sich einmal zu bücken... Herrgott... der Bub soll mir dankbar sein, daß ich ihm Gelegenheit gab, seine Ehrlichkeit zu beweisen... das ist Lohn genug, denke ich.» Auf diese Motivierung hin wußte die Haushälterin auch nichts zu sagen, und so schwiegen sie beide.

Da klopfte es wiederum an die Türe, und diesmal erschien der Vater des ehrlichen Finders, der Landwirt und Gemeinderat Rüeegg aus dem Oberdorf selbst. «Guten Abend», sagte er laut, und wollte dann weiter reden.

Jeder Zweite bis Dritte

leidet heute im allgemeinen mehr oder weniger an nervösen Beschwerden. Nervosität ist daher die Krankheit unserer Zeit. Wenn man bedenkt, welche Anforderungen Beruf, Sport und das Verkehrsleben heute an die Nerven stellen, ist das nicht verwunderlich. Das aber bedeutet höheren Verbrauch der Nervengrund-

substanz Lecithin. Führen Sie daher dem Körper den durch starke Nervenbeanspruchung verbrauchten Nervennährstoff Lecithin in hinreichender Menge wieder zu. Nervöse Kopf-, Herz- und Magenschmerzen, nervöse Schlafstellen, ist das nicht verwunderlich. Das aber bedeutet höheren Verbrauch der Nervengrund-

Dr. Buer's Reinlecithin für die Nerven

Erhältlich in Schachteln à 32, 52 und 100 Fascikel (Kurpackung) nur in Apotheken. Gratis-Broschüre u. Probe durch Lecithin-Compagnie A. G., Basel, Schönastr. 45

DIESE ZUTATEN

inbegriffen

Dieses Inserat erscheint nur einmal!

Sofort ausschneiden und einsenden!

Gratis-Gutschein

für die reichhaltigen Ausverkaufs-Prospekte mit den schönsten und günstigsten Angeboten. Sie geben genauen Aufschluß über die wunder-vollen Ausverkaufs-Aussteuern zu Franken 1280.- 1585.- 1925.- 2320.- (gewünschte 3065.- 3400.- 4200.- 5200.- Preisliste unterst.) **Alles mit kompl. Bettinhalt und Zuta-taten bezw. den Möbeln für das dritte Zimmer.**

Auf diese Preise erhalten Sie

Reduktionen von Fr. 300.- bis Fr. 1000.-

Die Aussteuern bis zu Fr. 2400.- netto erhalten folgende Zutaten: 1 fahrbare Wunderlampe, 1 bequemer Fauteuil, 1 Blumenständer. Die Aussteuern über Fr. 2500.- netto sogar 1 Bücher-schrank kombiniert (210 cm breit), 1 Schreib-tisch oder 1 fahrbare Wunderlampe, ferner 1 bequemer Fauteuil und 1 Blumenständer. Wer keine Verwendung für diese Möbel hat, kann sie am Kaufpreis in Abzug bringen. Die Angebote vom

Teil-Ausverkauf

amtl. bew. in Bern vom 4.—31. Januar
in Basel vom 20. Januar bis 8. Februar
in Zürich vom 17. Januar bis 15. Februar

MÖBEL-PFISTER A.G.

BASEL ZÜRICH BERN
muß man prüfen, denn solche Reduktionen sind einzigartig.

Name:

Beruf:

Adresse:

und
bis
zu

1000. FRANKEN
-BILLIGER!

als der Severin ihm ins Wort fiel: «Ach so ..., Ihr wollt gewiß noch persönlich danken für den Zwanziger, denn Euer Bub vorhin gekriegt hat ... wäre aber nicht nötig gewesen, Herr Rüegg ... hab's ja gern gegeben».

Rüegg machte große Augen. «Was danken?... Donnerwetter, im Gegenteil... den gesetzlichen Findextraf will ich haben, zehn Prozent, versteht Ihr... nicht diese unverschämten zwanzig Rappen!»

Das hatte der Severin nicht erwartet, und so sehr er auch das Gesetz kennen mußte, so sehr sträubte er sich gegen diese Ausgabe. Aufgeregt trippelte er hin und her, in seinem Kopfe war ein Wirrwarr von Zahlen, und dann, als hätte er plötzlich ein neues arithmetisches Gesetz entdeckt, platzte er los: «Nun aber rechnet selbst einmal nach, Herr Rüegg. Ich habe Euerm Buben zwanzig Rappen gegeben für eine Arbeit von höchstens einer Minute... nun... macht das nicht einen Stundenlohn von sechzigmal zwanzig... sage und schreibe einen Stundenlohn von zwölf Franken für einen Buben, wo ein Bundesrat nicht einmal soviel verdient. Und da wollt Ihr noch mehr... fünfzigmal mehr... nein... so dumm bin ich nicht.»

Daraufhin konnte der Rüegg zuerst nur lachen, so komisch schien ihm diese Argumentation. Er hatte aber nicht mehr viel Zeit, weil er noch an die Gemeinderatssitzung mußte, also sagte er kurz: «Daß Ihr als Geizhals ein Original seid, Herr Schnyder, das weiß man ja... aber ich bin nicht heruntergekommen, um mit Euch zu diskutieren... nochmals... ich will den gesetzlichen Findextraf von zehn Franken. Gesetz ist Gesetz. Wollt Ihr nicht freiwillig herausrücken, so werd' ich Euch durch das Gericht dazu zwingen.»

Das Wort «Gericht» wirkte wie eine kalte Dusche auf Severin. Nein... mit dem wollte er nichts zu tun haben, er wußte schon, daß da noch weitere Kosten entstünden. Deshalb nahm er nach einer Weile mit zitternden Fingern zwei Fünfliber aus seiner Börse heraus und warf sie wütend auf den Tisch. «Da», schrie er... «da ist das Geld... wenn Ihr mich doch ausrauben wollt. Zehn Franken für nichts... gestohlen ist das... richtig gestohlen!»

Der Rüegg aber ließ sich ob dieser Anschuldigung keinesfalls reizen. Man kannte den alten Schreier, deshalb steckte er das Geld ruhig ein, sagte «Vergelt's Gott» und empfahl sich rasch, bevor Severin weiterschimpfen konnte. Doch kaum war er draußen, als der Alte die furchtbare Entdeckung machte, daß er nun doch um zwanzig Rappen zu kurz gekommen war. Und schon riß er das Fenster auf und schrie dem Gemeinderat nach, daß er noch einmal zurückkommen solle.

Als dann der Rüegg mißmutig zum zweitenmal in der Stube stand, legte Severin los: «Ihr hättet natürlich nichts gesagt und mich ruhig betrogen... aber ich hab' zum Glück noch ein gutes Gedächtnis... gebt mir die zwanzig Rappen wieder heraus, die Euer Bub schon bekommen hat... wenn es schon nach Gesetz gehen muß, dann auf den Rappen genau.»

Der Gemeinderat wußte nun nicht, sollte er lachen oder gegen die böse Anschuldigung protestieren. Er entnahm seinem Geldsäckel aber die zwanzig Rappen, legte sie auf den Tisch, bejammerte sich einen Augenblick und sagte dann laut und bestimmt: «So, da sind die zwanzig Rappen... natürlich will ich nicht mehr, als mir gehört... aber das mit dem Betrug habt Ihr zuviel gesagt. Wenn Ihr denn schon keinen Anstand mehr wißt, so will ich heute Abend im Gemeinderat auch dafür stimmen, daß die Straße da außen nun definitiv auf Euer Seite verbreitert wird... nun nehmt ihr nicht mehr für Euch Partei. Und den Nußbaum, an dem Ihr so hängt, könnt Ihr dann nächste Woche umtun. Gute Nacht!»

Dann machte er rechtsumkehrt, wie ein abtretender Soldat, und schlug zum Abschied krachend die Tür hinter sich zu.

Drei Tage darauf bekam Severin vom Gemeinderat die schriftliche Mitteilung, daß die Nebenstraße nun endgültig nach Osten, also gegen sein Haus zu, um zwei Meter verbreitert würde, und er demzufolge den im Wege stehenden Nußbaum innert 10 Tagen umzuhauen hätte. Da alle ändern Anstöße mit dieser Lösung einverstanden wären, würde bei einer Einsprache seinerseits das nötige Land von seinem Grundstück expropriert werden.

Der Gemeinderat Rüegg hatte also getreulich Wort gehalten, und das Pech hing sich weiter an Severins Fersen. Er war wütend ob diesem Brief, denn er hatte wirklich an diesem Nußbaum gehangen. Schon sein Vater, der, wie sein Sohn, den Schatten stets liebte, und die Sonne nicht vertragen konnte, hatte den Baum gepflanzt. Und nun mußte er also weg. Severin lief an diesem Tage mehrmals aufgeregt um den Baum herum, maß ihn, vorerst mit wehmütigen, und dann später, als schon die Zahlen wieder in seinem Kopfe zu spuken be-

gannen, mit sehr abwägenden und spekulierenden Blicken. Und noch am selben Abend wurde der Stamm dem Holzhändler Wyß nach langem und zähen Feilschen verkauft. Der Wyß verlangte den Stamm jedoch fix und fertig gefällt und zum Aufladen bereit.

So rief denn Severin am Abend den Nachbar Furrer, der eben dangelnd vor seiner Scheune saß, zu sich hinüber, und bedeutete ihm, daß er ein kleines Geschäft vorzuschlagen habe. Den Furrer aber fröstelte es, als der Alte von einem Geschäft anfing. «Hul!» meinte er, «ich hab' grad noch genug von den Disteln voriges Jahr, bleibt mir um Gottes willen vom Halse mit einem Geschäft.»

Das war damals nämlich so gewesen: Der Severin hatte in der Allmend drunten unter anderem Gelände, das er verpachtete, einen vergessenen kleinen Acker gehabt, der ganz mit hohen Disteln und allem möglichen Lumpenpack von Unkraut bewachsen war. Nun mußte aber das Aeckerlein, das der Alte verkaufen wollte, geräumt und gesäubert werden, und Severin glaubte nun diesen mehr als zweifelhaften Ertrag vor dem Landverkauf ebenfalls noch schnell zu Geld machen zu können. Er hatte die Disteln einigen Bauern angetragen, aber alle lachten ihn aus, bis sich der Nachbar Furrer zuletzt bereit fand, das wertlose struppige Zeug um

kritischen Auges den Stamm und schickte den Furrer noch eine Sprosse höher hinauf. «Was meint Ihr denn, ... hinauf mit der Kreide, ... noch etwas, ... nur noch höher, so, ... aber wartet einmal, ich muß da noch auf der Seite sehen... natürlich, von da ist der Stamm noch einiges länger... Ihr müßt mit dem Strich noch einen Zentimeter höher hinauf... noch einen... jetzt noch ein wenig... noch einen Millimeter... so, so macht dort in Gottes Namen den Strich.» Und der Furrer tat einen Seufzer und zog mit der Kreide rund um den Stamm die Grenze zwischen seinem Lohn und des andern Besitz. Auf den Millimeter genau.

Daraufhin stetzte Severin unter dem Baume hin und her, legte den Kopf schief auf die Schultern und äugte wie ein Vogel zum Baume hinauf.

«Natürlich», schimpfte er dann, «jetzt, wo ich den Strich sehe, merke ich erst, daß man noch mindestens einen halben Zentimeter weiter hinauf hätte gehen können. Kommt herunter, Furrer, und gebt mir die Kreide, ich will doch selber hinaufsteigen, dann bin ich sicher, daß mir nichts vom Stamm gestohlen wird. «Bleibt lieber unten», warnte der andere, das Klettern ist nichts für Euch, Ihr seid mir fürwahr nicht mehr der jüngste.» Severin hatte ihm aber die Kreide schon aus der Hand

gerissen und stieg mit zitternden Beinen die Leiter hinauf. Keuchend langte er oben an und wirklich, der Strich schien ihm um ein beträchtliches zu niedriger angesetzt. So trieb ihn sein Geiz noch eine Sprosse höher hinauf, und da es mit der Leiter dort aus war, langte er zitternd nach einem herabhängenden Ast. «Achtung!» rief der Furrer von unten, «er ist nicht bock», aber es war schon zu spät. Der dürre Ast brach, Severin verlor das Gleichgewicht und stürzte mit einem heiseren Schrei herunter. Nun, für einen Buben oder für einen Turner wäre der Sprung von da oben zur Erde kein besonderes Wagnis gewesen, aber die Knochen des alten Severin waren morsch und gebrechlich, auch fiel er so ungeschickt auf das eine Bein, daß ein Zuschauer sofort ahnen mußte, was da geschehen war, wenngleich man auch das Brechen des Oberschenkels nicht hörte.

Nun lag er stöhnend am Boden, sein Gesicht hatte sich ganz entfärbt, und in der leise zitternden Hand hielt er noch einen abgebrochenen Kreidestumpf.

Nun aber kam Severins Haushälterin, die den Schrei gehört haben mußte, mit von Entsetzen verzerrtem Gesicht aus dem Hause gestürzt, und als sie ihren Brotgeber hilflos am Boden liegen sah, wurde es ihr etwas schwindelhaft und sie mußte sich am Gartenzaun halten.

«Er wollte zu hoch hinauf, der Severin... und ist darum heruntergefallen», meinte lakonisch der Furrer, dann aber befahl er: «Lauf jetzt geschwind hinein und telephoniert dem Doktor... er soll sofort kommen, aber geschwind.» Die Frau machte kehrt und lief wie gehetzt ins Haus zurück. Indessen schien der Alte sich mit der Doktorfrage ebenfalls auseinandergesetzt zu haben. Mitten im Wimmern hob er den Kopf; solange sein Herz noch schlug, solange war auch sein Geiz von einer gierigen Aufmerksamkeit. «He, Rosa», krächzte er heiser, während ihn schon die Sinne verlassen wollten, «aber nicht den Doktor Müller... der ist zu teuer, mit dem will ich nichts zu tun haben.» Dann griff er sich an sein Bein und stammelte: «O, das tut weh, o mein Bein... o Gott, mir wird ganz schwarz vor den Augen.»

Seine Stimme erstarb langsam, er sank wieder zurück, stöhnte noch einmal und verlor dann die Besinnung. Der Furrer legte ihm eine rasch herbeigeholte Pferdedecke unter den Kopf und brummte dabei: «Das hast jetzt für deinen Geiz, mit meinem Strich wärest du billiger weggekommen.»

Schon drei Wochen lag Severin nun mit einem mächtigen Gipsverband im Bett. Ins Spital hatte er sich trotz dringendem Rat des Arztes nicht bringen lassen. Diese doppelten Unterhaltskosten schienen ihm eine allzu sträfliche Verschwendung. Aber das Bein schmerzte ihn, und als das Stechen und Brennen nicht aufhören wollte, sah sich der Doktor veranlaßt, den Verband wegzureißen und einmal nachzusehen. Seine Miene war ernst, als er die Untersuchung beendet hatte, denn die Sache war kompliziert geworden, wie das bei alten Leuten oft vorkommt. Es stand sogar sehr schlimm um das Bein. Severin sah die finstere Miene des Arztes und wollte daraufhin sofort Gewißheit haben. Das war dem Doktor nur recht, und er sagte sehr ruhig, aber bestimmt: «Die Sache steht schlimm, Herr Schnyder... sehr schlimm. Ich kann da nichts mehr machen, Ihr müßt sofort ins Spital, Euer Bein muß weg... Amputation... einen anderen Weg gibt's nicht mehr.»

Severin hatte mit offenem Munde dieses halbe Todesurteil angehört und sank nun entsetzt in das Kissen zurück. Dann aber schrie er: «Das Bein geb' ich nicht... nein, ich laß mich nicht operieren, ich will kein Krüppel sein... sagt mir nichts mehr davon.» So sehr er in die

Große Städte

Große Städte schenken etwas Weites,
Erlösendes — Befreites,
Wenn der Tage Schreiten, müdes Ringen,
Leichten Flug der Seele nieder zwingen.

Ferner Zeiten edle Königsbauten,
Säulen, die des Hofes Pracht noch schauen,
Park-Alleen, die an Sonnentagen
Wohlig kühles Dämmern in sich fragen,
Straßen lichtumflutendes sich Weiten,
Klostergänge tiefe Einsamkeiten,
Alter Meister Farben-Phantasien,
Gold Reif schimmernd Licht, Madonnenknien —

Und über Allem mächtig Glockenklingen.

Glocken alter Dome schenken Weites,
Erlösendes — Befreites,
Wenn sie feierlich im Abendsingen
Großen Städten ihren Frieden bringen.

Hedwig Wanner

einen Arbeitslohn von drei Franken wegzuräumen. Nach getaner Arbeit war der Acker dann von Severin inspiert worden, und beißig hatte er den Furrer gefragt, wo nun die Disteln eigentlich hingekommen seien. «Oh je», lachte dieser, «die hab ich verbrannt, und die Asche in meinen Garten geworfen.»

«So, so», begehrte nun aber der Severin auf, «die Asche habt Ihr als Dünger in den Garten geworfen... so war es also doch ein effektiver Ertrag, der aus den Disteln gewonnen wurde. Und alle haben behauptet, daß das Zeug keinen Rappen wert sei. Da muß ich Euch schon noch etwas für die Asche berechnen, sonst komm' ich weiß Gott zu kurz.»

Sie hatten dann lange zusammen hin- und hergeredet, doch gab der Furrer, als der Klügere und Gutmütigere, schließlich nach, und ließ sich für die gewonnene Asche noch dreißig Rappen vom Arbeitslohne abziehen. Er hatte sich aber dabei gelobt, mit dem alten Geizhals nie mehr ein Geschäft zu machen.

Weil ihm nun aber der Nußbaum selber beständig in die Quere kam, wenn er mit dem Heufuder vorbeifuhr, so einigte er sich noch einmal mit dem Alten, die Arbeit des Fällens zu übernehmen, und zwar um das Holz der Baumkrone als Arbeitslohn. Der Severin hatte zuerst nur die Blätter offeriert. Nun aber wollte er noch genau festgestellt haben, wo der Stamm aufhöre und die Krone begänne. «Ihr könntet mir da leicht zu weit unten absagen, und der Stamm gehört mir», knurrte er gehässig, «... holt mir nur gleich eine Leiter und eine Kreide, damit wir den Grenzstrich fixieren können.»

Der Furrer tat lächelnd wie ihm befohlen wurde und kehrte bald mit dem Verlangen zurück. Er setzte die Leiter an, stieg hinauf und wollte den Strich dort ziehen, wo nach seinem Dafürhalten der Stamm aufhörte und die Krone begann. Severin aber musterte

sem Augenblick aufgeregt war, es konnte ihm doch nicht entgehen, daß just im Garten draußen ein großer Apfel vom Baume gefallen war. «He, Rosa», rief er der Haushälterin zu, «grad ist ein Apfel heruntergefallen... geht sofort hinaus und holt ihn, bevor ihn ein anderer stiehlt», und wiederum auf sein Bein zurückkommend: «Nein, ich laß mich nicht operieren... ich will nicht, ich will nicht.»

Der Arzt hörte etwas verwundert und etwas überlegen zu, dann sagte er ruhig: «Wenn Ihr keine Operation wollt, Herr Schnyder, dann ist die Wahrscheinlichkeit, daß Ihr am Leben bleibt, nicht mehr groß, vielleicht noch eins zu tausend. Nun wählt!»

Severin blieb zuerst stumm, er stierte gequält zur Decke und eine tiefe Furche grub sich von seiner Nasenwurzel aus in die Stirn. Sterben durfte er nicht... noch nicht, denn sein Ziel war noch nicht erreicht, ein wenig fehlte noch, und dies wenige mußte erlebt sein, sei es nun als Krüppel oder mit beiden Beinen. Unsicher und mit einem lauernden Ausdruck fragte er: «Wie, nur noch eins zu tausend... und dann die Operation... kann ich die mit Sicherheit überstehen, he?»

Der Doktor besann sich einen Augenblick und schüttelte dann den Kopf. «Sicher ist nichts als der Tod, aber jedenfalls sind Eure Chancen bei einer Operation größer, Herr Schnyder. Aber es müßte sofort geschehen, schon in zwei Tagen wäre es dafür zu spät.»

«Und wenn ich mich nicht operieren lasse, wie lange kann ich es dann noch aushalten?» ächzte nun der Alte, während es in seinem Kopfe fieberhaft zu rechnen und zu spekulieren begann. Der andere zuckte die Schultern: «Genau ist das nicht zu sagen... aber mit allen möglichen Mitteln würdet Ihr's voraussichtlich noch zehn Tage aushalten.» Er schwing einen Augenblick. «Aber ich verstehe Euch nicht. Die Dinge stehen doch klar: Wollt Ihr das Bein nicht opfern, so wird sich die Sache dermaßen verschlimmern, daß Ihr in zehn bis vierzehn Tagen ohne Zweifel daran sterben müßt. Läßt Ihr Euch aber sofort operieren, so ist die Möglichkeit, daß Ihr davonkommt, wenigstens fünfzig Prozent. Was gibt es hier denn zu überlegen?»

In diesem Augenblick wandelte sich die Leichenblässe auf dem Gesicht des Alten in zündende Röte, die Adern

an seinen Schläfen schwellen an, er zitterte am ganzen Leibe und versuchte, sich aufzurichten, und als es ihm nicht gelang, wuchs seine Erregung noch mehr. Heiser schrie er den Doktor an: «Natürlich gibt es zu überlegen... ich hab ein Ziel... versteht Ihr... ein festes Ziel, das ich in diesem Leben noch erreichen will.» Er schrie immer lauter, und seine Stimme überschlug sich dabei, «Millionär will ich werden, daß Ihr's jetzt wißt... ein lebendiger Millionär... mein ganzes Leben lang hab' ich konsequent dieses Ziel verfolgt — der Arzt und die Haushälterin sahen sich bei diesem Bekenntnis bedeutungsvoll an — und jetzt, und jetzt... o, wie das brennt... o mein Bein, mein Bein!» Seine Stimme wurde plötzlich wieder matt und, zur Rosa gewandt, flüsterte er: «Gebt mir dort mal das Kassabuch aus der oberen Schublade, der Schlüssel ist hier, unter meiner Matratze.» Dann schloß er vor Ermüdung die Augen, öffnete sie aber sogleich wieder, als die ganz verwirrte und verwunderte Haushälterin den Sekretär öffnete. Er folgte jeder ihrer Bewegungen mit gespannter Aufmerksamkeit, und als dann das Buch auf der Bettedecke lag, zog er den Doktor am Ärmel zu sich heran, schlug



Feinde im Blut

Unsichtbare Bakterien sind es — die Erreger vieler schwerer Krankheiten, die wir besonders in Zeiten erhöhter Ansteckungsgefahr zu Millionen einatmen.

Ist der Hals gesund, ist die Gefahr nicht so gross. Wehe aber, wenn ihn eine plötzliche Erkältung schwächt. Dann ist für die Bakterien der Weg frei zum Blut — dann ist das Schlimmste möglich!

Wer das weiss, pflegt seinen Hals und gurgelt täglich mit SANSILLA. Dieses altbekannte Gurgelwasser zieht die Schleimhäute zusammen, dichtet die Poren ab und beugt so gefährlichen Infektionen vor. Das liegt an seiner bakterienfeindlichen, entzündungshemmenden Kraft, die SANSILLA zu einem guten Mittel gegen Halsleiden und Erkältungskrankheiten macht.

Sansilla ist stark konzentriert — darum sparsam im Gebrauch.

Originalflaschen Fr. 2.25 und Fr. 3.50.



Das Gurgelwasser für unser Klima

Ein Hausmann-Produkt. Erhältl. in Apotheken

Graue Haare?

Das bewährte biologische ges. gesch. Haarstärkungswasser ENTRUPAL führt den geschwächten Haarwurzeln die verbrauchten Pigmente zu. Fl. sfr. 6.50. In Fachgeschäften. Prosp. kostenlos Josef-Apotheke, Zürich, Josefstraße 93

Heilige Berge

Ein Alpenroman von Gustav Renker

Gangleinen Fr. 4.80

Wer unsere Berge liebt, wer sie kennen und verstehen lernen will mitsamt ihren Bewohnern, der greife zu diesem Roman. Die Bergwelt hat ihre eigene Sprache, unsichtbare Fäden verbinden den Menschen mit seinen heimatlichen Tälern, Bergen, fahlen Felswänden und verschneiten Alpen. Man muß diese Sprache nur verstehen und fühlen können. Dieser Roman Renkers gehört zu den besten, die ich von ihm gelesen habe.



In jeder guten Buchhandlung zu haben

Morgarten-Verlag A. G., Zürich



Blei in den Gliedern? Das kommt nicht von ungefähr. Das deutet auf schlecht ernährte Muskelzellen. Hier muss geholfen werden, wenn das Blei aus den Gliedern weichen soll!

ELCHINA

führt Ihnen den nötigen Phosphor zu und Sie spüren rasch, wie Ihr Körper sich strafft und die Muskeln neugestärkt Ihre Arbeit tun.

ELCHINA, das altbewährte Elixir aus Chinarinde und Glycerophosphaten. Orig. fl. Fr. 3.75, Doppelfl. Fr. 6.25, Kurpackung Fr. 20.—. Erhältl. in Apotheken.

Scherk-Tips

Duflende, gepflegte Hände!

Waschen Sie sich einmal mit Scherk Moor-Seife, nach 10 Minuten bemerken Sie, daß der feine Duft an Ihren Händen haften geblieben ist. Legen Sie die Seife zwischen Ihre Wäsche, dann duftet der ganze Schrank. Stück 1.75

Entzückende Lippen

in Form und Farbe gibt Scherk Lippenstift. Sie können ihn ganz unauffällig anwenden. 0.90, 1.25, 1.50

Mystikam Puder

der berühmte Scherk-Puder. 1.25, 2.—, 3.—

Und dann

die feinen Scherk Parfums: Mimikri, das herbe, anklingend an Waldgänsch, Intermazzo, das duftig-heitere, ein Akkord von Blumen. Beide halten lange an, von beiden gebrauchten Sie nur Tropfen. 3.—, 6.50

SCHERK HERSTELLER: ARNOLD WEYERMANN JUN., ZÜRICH 24

Schönheit studieren

nach dem Buch „Das schöne Gesicht“. Es hängt an jeder Flasche Scherk Gesichtswasser. Es bespricht die richtigen Grundsätze in kurzgefaßter Form. Mitesser, fettige, unreine Haut, große Poren soll es in Zukunft nicht mehr geben. Die Haut wird verjüngt • Wer 20 Cts. Porto an Arnold Weyermann jun., Zürich 24, schickt, bekommt eine Probe. Bitte Adresse deutlich schreiben • Taschenflasche 1.60, Flaschen 2.50, 4.25 und größer

Scherk Gesichtswasser

Das schöne Gesicht

die hinterste Seite auf und deutete mit dem mageren Zeigfinger auf eine lange Reihe von Zahlen und Ziffern.

«Seht da... da steht's», seine Stimme war ganz geheimnisvoll, «jetzt kann ich's ja sagen... gestern hab' ich's ausgerechnet... mein Vermögen, mit Zins und Zinseszins, auf den Rappen genau... seht da... neunhundertzweundneunzigtausend und fünf-hundertvierundsechzig Franken... ja, so viel liegt auf der Bank, so weit hab' ich's gebracht. Und in acht Tagen ist der Zins von meinem Pächter fällig, zwölftausend Franken... in acht Tagen noch zwölftausend Franken... er zahlt immer pünktlich, der Pfister... und dann hab' ich's erreicht, dann hab' ich's schwarz auf weiß, meine Million. Doktor, meine ganze runde und einwandfreie Million. Nun, versteht Ihr jetzt? — seine Stimme wurde hier wieder lauter — «versteht Ihr jetzt, daß ich das fünfzigprozentige Risiko dieser Operation nicht auf mich nehmen kann, bevor der Pächter gezahlt hat... und wenn ich's doch ohne das Beinabschneiden noch zehn Tage auszuhalten vermag.»

Er war abermals müde geworden und lag nun ganz erschöpft und ausgepumpt da; doch fühlte man, daß es an seinem Entschlusse nichts mehr zu rütteln gab. Um sich von aller Verantwortung ganz zu befreien, fragte aber der Doktor nochmals: «Ihr wollt Euch also nicht operieren lassen, Herr Schnyder?» Der Alte drehte langsam den Kopf hin und her, und so leise sein geflüstertes «Nein» war, so zähe war die Bestimmtheit, die man dahinter spürte. Und damit hatte Severin auch seinen letzten Kampf um sein Lebensziel begonnen, einen Kampf, den er hätte vermeiden können, wenn er vor Wochen um zwanzig Rappen generöser gewesen wäre.

Nun waren es schon sechs Tage, seit sich der Severin gegen die Amputation entschieden hatte. Eine böse Woche, sowohl für den Patienten, als auch für seine Pflegerin, Frau Keller. Der Arzt war täglich ein paar mal dagewesen und hatte das Sterben mit allen möglichen Mitteln immer wieder aufzuhalten vermocht. Heute aber ging es dem Severin besonders schlecht. Er fieberte und redete in seinen Anfällen wirres Zeug durcheinander. «Gebt mir jetzt meine Schuhe», rief er gegen Abend plötzlich die Rosa an, als diese glaubte, ihr Patient wäre für einen Augenblick eingeschlummert. «Ich muß an die Millionärversammlung... he... sofort her mit dem Bein», und als darauf der Doktor eintrat: «Hu... was will jetzt der wieder... laß mich gehen... ich bin ja kein richtiger Millionär... ich hab' ja zwei Beine... ein richtiger Millionär hat nur ein einziges Bein... He, Pfister... das Geld muß ich haben... 's pressiert, 's pressiert.»

Als ihm der Arzt den Fiebermesser unter die Achselhöhle steckte, schrie er gellend auf: «Halt... nicht den Arm, nicht den Arm... es ist genug mit dem Bein... o... alles will er mir nehmen... alles», und seine Stimme bröckelte wieder ab. Der Doktor aber nickte nur und murmelte dabei: «Ja, ja, diesmal geht's um alles, Herr Schnyder.» Kaum hatte er dies gesagt, als sich der Alte im Bette aufbäumte, sein Gesicht verzerrte sich zu einer schrecklichen Grimasse; er stöhnte und ächzte so, daß sich der Doktor veranlaßt sah, zur Spritze zu greifen, um die furchtbaren Schmerzen des Kranken zu lindern. Die Rosa, die nach den sechs halbdurchwachten Nächten fast selber nicht mehr auf den Beinen stehen konnte, assistierte ihm dabei, und als es geschehen war, entspannten sich die Züge des Alten langsam und kurz darauf lag er mit geschlossenen Augen ruhig da. Nicht lange, denn wie sein Gehirn in dieser Atempause der Schmerzen wieder Zeit fand zum Denken, fragte er unvermittelt: «Ist der Briefträger schon dagewesen?» und als die Rosa, vielleicht zum zwanzigsten Male heute, verneinen mußte, schloß er wieder enttäuscht die Augen und flüsterte dann mit müder Stimme: O, wenn er nur bald kommt... ich... ich kann nicht mehr lange... warten.» Plötzlich schrillte die Hausglocke, und der Alte fuhr auf, als ob ihn jemand gestochen hätte. «Er kommt... er kommt», schrie er aufgeregt. «He, Rosa... geschwind, nehmt ihm's ab.» Und die Haushälterin lief hinaus, so schnell sie konnte, denn sie sehnte jetzt diese letzte Erfüllung ebenso sehr herbei wie ihr Herr. Sie kam aber bald darauf wieder zurück und berichtete kleinlaut: «Es ist nur der Bäcker gewesen, der das Brot gebracht hat.» Der Severin aber, der auch selbst auf dem Sterbebett nicht aus seiner Gewohnheit herauskam, mäkelte mit erzwungener, matter Stimme: «Hoffentlich nicht so ein frisches, wo so nichts ausgibt.» Er blieb eine Zeitlang still, dann fragte er wiederum unvermittelt: «Hat der Furrer den Baum jetzt eigentlich abgehauen, he?» «Nein», gab die Rosa schüchtern zur Antwort, «er will noch warten, bis Ihr wieder gesund seid.»

«Nun ja», kam es unsicher aus dem Alten heraus, «es steht ja noch immer eins zu tausend, nicht wahr, Herr Doktor?»

«Ja, ja, eins zu tausend, Herr Schnyder», nickt dieser. Aber er betonte dieses Zahlenverhältnis so, daß das eins neben dem tausend keine Bedeutung mehr haben konnte. In dem Alten aber war die Besorgnis um seinen irdischen Besitz noch lange nicht erloschen, und er strengte sich nochmals an: «Wenn der Furrer dann mit dem Baume anfängt, so paßt mir gut auf, Rosa, daß er den Stamm auch genau beim Strich absägt... sonst komm ich wie-

der zu kurz.» Kaum hatte er den Satz beendet, als es draußen abermals läutete. Und im Augenblick schnellte seine Stimme wieder hinauf. «Aber jetzt», krächzte er, «jetzt ist er da... jetzt kommt der große Augenblick, Doktor... lassen Sie auf.»

Die Rosa war wieder hinausgerannt, während der Arzt an das Krankenbett trat und den Kopf des Alten besänftigend in das Kissen drückte.

«Nicht so aufregen, Herr Schnyder, das tut nicht gut, Ihr habt Ruhe nötig.» Doch der Severin ließ sich nicht mehr beruhigen. «Was, ich soll noch ruhig sein... jetzt, wo ich so nahe vor meinem Ziele stehe... wissen Sie denn, was das heißt... endlich sein Ziel erreicht zu haben... aber ich... ich fühle mich jetzt mit einemal wieder wohler... es ist mir wieder ganz leicht... Doktor... der große Augenblick gibt mir wieder neue Lebenskraft... ich fühls... ich werde wieder gesund.»

Dann kam die Rosa aufgeregt zurück, einen Brief in der Hand. «Von der Bank!» rief sie schon unter der Türe. Und als dieses Wort heraus war, schien sich im Zimmer alles verändert zu haben und eine große Entscheidung gefallen zu sein. Es war, als ob alle Dinge in diesem Raume mit einem Male ein neues Gesicht bekommen hätten.

«Gebt her, rasch», stammelte der Alte, aber seine Hände zitterten so, daß er den Briefumschlag unmöglich öffnen konnte und der Doktor ihm helfen mußte. Die Rosa setzte ihm noch die Brille zurecht, und als er dann mit fliegendem Atem gelesen hatte, kam es stoßweise, in verzückten Schreien aus ihm heraus: «Es ist erreicht... ich hab's... der Pfister hat gezahlt... zwölftausend... da ist der Auszug von der Bank... ich hab's... Doktor... Rosa... habt Ihr's gehört... da, seht selbst... schwarz auf weiß hab' ich's da... eine Million... ja... seht mich nur an... da liegt ein wirklicher und lebendiger... Millionär vor euch.»

Bei diesen letzten Worten, die er schon wieder im Fieber herauschrie, überschlug sich seine Stimme, er schluckte ein paar mal wie ein Erstickender; aber noch-

mals raffte er sich zusammen, und man sah, daß er jetzt seinen letzten Rest von Lebenskraft hingab: «Jetzt könnt Ihr mich operieren, Doktor... jetzt nehme ich das Risiko auf mich... eins zu eins... Doktor... los... weg mit dem Bein... ich bin ja... ich... bin ja... jetzt... Mi... Mi... li... o... oh...» Die letzte Silbe war nur noch ein schwaches Röcheln und er brachte dieses gewichtige Wort, das all seines Lebens Inhalt und Sehnsucht gewesen war, nicht mehr heraus. Denn auf einmal stand alles in ihm wie auf Kommando still, der Draht war nun doch gerissen.

«Um Gottes willen», schrie die Rosa auf, als sie das Antlitz ihres Herrn sich entfärbend sah. «Er wird doch nicht...?»

Doch der Arzt, der sich rasch über den Alten gebeugt hatte, bedeutete ihr zu schweigen. Rasch hatte er die Sachlage erfaßt, und es war ihm, der doch so manches Sterben erlebt, dabei recht komisch zumute. Denn dieser Abschluß hier hatte so etwas Besonderes an sich und zwang zum Nachdenken. Und wenn man dabei auch versucht war, etwas ironisch zu sein, so fühlte man doch so ein bißchen Verblüffung und auch ein bißchen Ehrfurcht in sich. Er sagte nur die wenigen Worte, als er vom Bette zurücktrat: «s ist aus... Herzschlag.»

Die Haushälterin aber, die den Severin während sieben Jahren betreut und sich nach und nach an die Besonderheiten dieser geizigen Seele gewöhnt hatte, ja selbst davon mitgerissen worden war, empfand diesen Tod als einen großen Verlust und fing nun laut und hallos zu weinen an. Es blieb ihr jedoch ein Trost. «Gott sei Dank», schluchzte sie, «jetzt hat er es doch noch erleben können.»

Der Doktor nickte ernst mit dem Kopf: «Ja, ja, er hat sie erlebt, seine Million... aber sie hat ihn sogleich getötet.» Dann trat er an den Toten heran, schloß ihm die noch immer halbwegs offenen Augenlider und sagte gerührt und verständlich: «Wollen ihm die Augen zu machen; er braucht ja nun nicht mehr aufzupassen, daß er zu seiner Sache kommt.»

Die Welt von Morgen

V. Schlafen ist Zeitverschwendung

Von Ray Cumming

Autorisierte Übersetzung von Mart Martin

«Altmödisch?» Ja — dieses Wort haben Sie heute ungewollt gehört, als Ihr Sohn und Ihre Tochter, 18 und 17 Jahre alt, sich im Nebenzimmer, etwas zu laut vielleicht, über Sie unterhalten. Hm — mit 50 Jahren ist man doch noch kein alter Mann — Sie sind überzeugt, daß Sie nicht altmödisch, daß aber Ihre «Kinder» zu modern sind.

Man hat eben seine liebe Not mit der Jugend von heute, und als die beiden Sprößlinge so gegen 11 Uhr nachts in Ihr Zimmer stürmen, da wissen Sie sofort, daß man etwas von Ihnen will.

So ist es auch, denn Hans beginnt sofort lebhaft zu sprechen: «Wir führen morgen abend im Klub ein neues Schauspiel — ein Drama — auf. Erst heute mittag hatte ich die Idee dazu, schrieb es sofort nieder und habe es nun im Klub vorgelesen. Alle waren damit einverstanden, zwei kleine Proben sind schon durchgeführt worden und alles ist in schönster Ordnung. Nur etwas fehlt noch, Papa, das Drama behandelt den Konflikt zwischen der aufgeklärten Jugend von heute und den veralteten Ansichten unserer Eltern. Die einzige noch unbesetzte Rolle ist die des alten Mannes, der die veraltete Generation darstellt, und...»

«Erzähl ihm doch nicht die ganze Rolle», wirft hier die Tochter ein, «das ist Zeitverlust. Wir haben abgestimmt, wessen Papa diese Rolle am besten spielen könne, und die Wahl fiel auf dich. Es ist die einzige bedeutende Rolle im ganzen Drama — ein schwatzhafter, alter Mann — du brauchst gar kein guter Schauspieler zu sein, steht einfach da und sagst deine Worte her.»

Sie räuspert sich und fragt vorsichtig: «Wieviele Worte hat die Rolle?»

«Nicht ganz viertausend», erklärte Babette.

Und nun haben Sie die beiden erwischt! «So so?» sagen Sie. «Nun, ich werde jetzt ins Bett gehen, denn morgen habe ich vier wichtige Sitzungen. Es tut mir wirklich leid, ich hätte euch beiden und dem Klub so gerne die kleine Freude bereitet, aber... das ist leider ganz unmöglich. Ich kann eben nicht gut nahezu viertausend Worte auswendig lernen während ich schlafe — nicht wahr?»

Sarkasmus ist an den beiden verloren, denn wie aus einem Munde erklären sie: «Aber warum denn nicht? Du brauchst doch deine Zeit nicht mit Schlafen zu ver-

schwenden — das ist unmodern»; und Hans fährt fort: «Wir haben doch den Hypnophonographen mitgebracht — bei Baring & Co. gemietet — deine Rolle ist schon aufgenommen worden, und alles ist in deinem Schlafzimmer bereit. Komm mit und sehe.»

Sie erinnern sich plötzlich, diesen Namen schon irgendwo in Verbindung mit einer dieser supermodernern Erfindungen gehört zu haben, und nun steht dieses unerwünschte Ding neben Ihrem Bett. Die «Teufelsmaschine», wie Sie sie nennen, sieht ungefähr wie ein Trichtergrammophon aus, ist aber mit Kabeln an die elektrische Leitung angeschlossen. Kein Lautsprecher ist zu sehen, aber ein paar Kopfhörer baumeln an einer Seidenschür.

Hans beginnt mit seinen Erklärungen: «Deine Rolle ist, mit monotoner Stimme gesprochen, hier in dieser Maschine eingraviert worden. Wenn du nun eingeschlafen bist, kommen wir beide leise herein und schalten ein.»

Babette fügt hinzu: «Das ist doch einfach genug, Papa, das solltest du doch verstehen! Die immerwährende Wiederholung deiner Rolle prägt diese deinem Unterbewußtsein ein, während du schläfst.»

Sie versuchen noch allerlei Ausflüchte, aber es nützt nichts mehr, und letzten Endes fügen Sie sich in das Unvermeidliche, sind aber fest entschlossen, die «Höllmaschine» zum Fenster hinauszurufen, wenn Sie dadurch im Schlafe gestört würden.

Beim Erwachen am Morgen sind Sie zuerst etwas erstaunt über das ungewohnte Geräusch in Ihren Ohren, erinnern sich aber sofort an das Geschehene und schalten die Maschine aus.

Als dann Hans und Babette während des Frühstückes einige Stichwörter nennen, sind Sie sehr erstaunt, daß Sie ohne Mühe sofort fließend fortfahren können, und am Abend, nach der Aufführung, erhalten Sie vom Klub sogar eine Medaille, und in der Ansprache dankt man Ihnen für die wirklichkeitstreue Personifikation eines altmödischen, verknöcherten Mannes.

Verrückte Idee — lernen während man schläft? Das Verrückteste daran ist jedenfalls, daß dies schon gemacht wurde. Diese Lernmethode wurde von Hugo Gernsback vor einigen Jahren mit Erfolg an einer Marine-Schule angewendet — die Schüler lernten auf diese Weise einen europäischen Marine-Kodex auswendig.